

Werner Heinemann

# DER HAUPTMANN DER NVA



Werner Heinemann

Der Hauptmann der NVA

Alle Rechte vorbehalten.

© Werner Heinemann

2014

## Der Hauptmann der NVA

Man hätte es voraussehen müssen. Der Himmel über der Stadt hatte sich im Westen schon seit dem Mittag verdunkelt. Schon seit einigen Stunden hingen die schwarzen Gewitterwolken schwer über den Häuserdächern. Vereinzelt hatte es auch schon geblitzt, aber der Donner folgte erst verhalten grummelnd zeitversetzt aus der Ferne. Jetzt aber donnert es krachend und unmittelbar nachdem der Blitz die Stadt für Sekunden in sein grelles Licht taucht. Das ist das Kommando für die dicken schweren Wolken, sich eiligst zu entwässern.

Ausgerechnet in diesem Moment quere ich die Mitte des geräumigen Rathausplatzes. In weiser Voraussicht haben viele Passanten schon vor dem Wolkenbruch sich nur noch unter Überdachungen und Markisen fortbewegt. Entsprechend eng wird es dort durch die weniger weisen Zuzügler, die von ungeschützten Orten hastig ins Trockene eilen.

Die Körpersprache, insbesondere die feindseligen Blicke der drei Damen sagen alles: Merkt der Opa nicht, dass hier für ihn kein Platz mehr ist? Doch ich quetsche mich unbeeindruckt zu ihnen, sodass sich eine der Damen empört näher an ihre Freundinnen drängelt. Obwohl ich nachrücke, bleibt der äußere Teil meiner linken Schulter dem feuchten Unwetter ausgesetzt.

Wohl dem, der jetzt einen Schirm zur Hand hat. Diejenigen, die keinen haben, drängeln sich unter einen Regenschutz oder flüchten in die Geschäfte. Schräg gegenüber ist das Rats-Café. Die Scheiben sind beschlagen. Manch einer wird es nur wegen des Gewitters aufgesucht haben. Ein beschirmter Gast verlässt das Café. Obwohl ich dort aufgrund der Überbesetzung keine nennenswerte Steigerung der Willkommenskultur erwarte, entschieße ich mich, seinen freigemachten Platz im Café zu besetzen.

Ich bin erstaunt, wie gut ich doch noch auf den Beinen bin. Nach ein paar Sätzen stehe ich auch schon an der Kuchentheke. Es ist tatsächlich übervoll in dem kleinen Café. Tropische Schwüle bildet ein dampfendes Kleinklima. Einige Leute schlürfen ein Heißgetränk im Stehen. Ich sehe mich um und spähe dabei akribisch jede Ecke aus, während sich um mich herum aus einem nicht versiegenden Quell meiner Klamotten kleine Seen auf dem Fußboden bilden. Bedrohlich krachend schlägt ganz

in der Nähe ein Blitz ein. Noch verhaltener als vorher werden die Gespräche nach der donnernden Unterbrechung weitergeführt.

Die beiden Serviererinnen machen auf mich einen gestressten Eindruck. Ihre Kollegin hinter der Kuchentheke fordert durch eine Durchreiche ebenfalls ziemlich gereizt sauberes Geschirr. Die Überforderung des Personals kommt mir ganz gelegen. Ich brauche hier vorerst nichts zu bestellen und stehe ganz komfortabel im Trocknen.

Zufälle gibt's! Ein einziger freier Sitzplatz - und ausgerechnet ich entdecke ihn! An einem Pfeiler steht ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen, von denen nur einer besetzt ist. Beim Annähern erkenne ich auch den Grund für den freien Stuhl. Am Tisch sitzt ein Hüne von einem Mann, der nicht den gepflegtesten Eindruck vermittelt.

Während des nunmehr etwas zögerlicheren Annäherns erkenne ich, dass er eine seiner Plastiktüten unter und die andere auf dem Tisch an den Pfeiler gelehnt hat. Mit seiner rechten großen Pranke umschließt er vollständig ein etwas größeres Superexemplar von einem Kaffeepott. Ein leeres Kognakglas steht vor ihm auf dem Tisch. Er starrt vor sich hin.

„Ist hier noch frei?“, frage ich ihn und schiebe auch schon mit meiner Linken den Stuhl zurecht.

Mit ausdruckslosem Gesicht sieht er mich gleichgültig an. Während ich mich setzte, verharrt er ohne erkennbare Bewegung. Nur seine unbestimmbaren Augen verfolgen mich. Und immer noch schüttet es draußen aus Kübeln mit Blitz und Donner.

Ich schiebe, um etwas mehr Platzfreiheit auf dem Tische zu erlangen, seine Plastiktüte etwas zu ihm hin. Er nimmt das wiederum nur mit seinen wertfrei beobachtenden Augen zur Kenntnis. Dann fährt aber plötzlich Leben in seinen gewaltigen Körper. Sein Kinn schiebt sich energisch nach vorn und seine Blicke dulden keinen Widerspruch.

Er hat eine Serviererin entdeckt und fährt sie barsch auf sächsisch an: „Wo bleibt mein Kognak?“

„Der kommt, wenn Sie dran sind“, antwortet sie schnippisch und dreht sich um, ohne von mir Notiz zu nehmen.

Er sieht ihr nach und stellt anerkennend fest: „Aber einen schönen runden Apfelsch hat sie ...“ Nach seinem Hinweis wird sie auch von meinen Blicken verfolgt. Die Gespräche der näheren Umgebung stocken kurzfristig.

„Richtig schön apfelförmig“, kommentiert er und formt in der Luft mit seinen großen Händen zärtlich den idealen Apfel. „Oder nicht?“, fordert er eine Stellungnahme meinerseits.

„Jau“, bestätige ich und entdecke zum ersten Mal in seinem unrasierten Gesicht eine Regung. Inmitten der grauen Stoppeln spielt ein ironisches Lächeln um seine Mundwinkel.

Obwohl sein Alter schwer zu bestimmen ist, zähle ich ihn zu meiner Generation, weil wir Nieder- und Obersachsen uns auch zu Zeiten zweier realexistierender deutscher Staaten ähnlicher waren, als man politisch gewollt hat. Und das nicht nur wegen der Apfelärsche ...

Er lehnt sich zurück und behauptet: „Ich habe heute mein Geld schon verdient.“

Als er mit befriedigter Mine seine schlechten Zahnreihen präsentiert, vermute ich richtig, dass ich seine Behauptung ausführlicher von ihm erfragen soll. Ja, womit mag er sein Geld heute schon verdient haben, denke ich und frage: „Womit denn?“

„Parkplatz blockiert“, erklärt er und lehnt sich, bevor er fortfährt, weit nach vorn. „Vor der Stadtparkasse fragt ein gut betuchter Wessi, ob ich die Parklücke für eine halbe Stunde für ihn freihalten kann. Er müsste dringend mal weg. Nach einer Viertelstunde kommt er wieder und drückt mir einen Schein in die Hand.“

„Gab es denn Probleme während der Parkplatzbesetzung?“, will ich mit ehrlichem Interesse wissen.

In seinen Mundwinkeln spielt wieder ein ironisches Lächeln. „Naja, zum Probleme machen hat es bei diesen Würstchen nicht gereicht. Die haben schlau erkannt, dass man mich so schnell nicht wegräumt.“

Ich beobachte die Serviererin, die an einem Nachbartisch bedient, aus dem Augenwinkel und zucke zusammen, als es noch einmal kräftig donnert.

Er schlürft vom Kaffee. Seine ungepflegten, langen Fingernägel sind allesamt schwarz gerändert. Ein dicker Furunkel über seiner rechten Augenbraue wässert, und er wischt zum wiederholten Male mit dem Handrücken darüber.

„Der Kaffee ist kalt“, stellt er lapidar fest und urteilt dann, „aber besser als gar keiner.“

Die Serviererin stellt den Kognak vor ihm hin und nimmt das leere Glas vom Tisch. Ohne Worte hält sie die Hand auf. Er wirft ein paar Münzen hinein.

Bevor sie wieder abdreht, bestelle ich hastig: „Ich hätte gern zwei Könnchen Kaffee.“

„Kännchen haben wir nicht, nur Pötte“, erklärt sie.

„Doch wohl nicht etwa solche Suppenschüsseln?“, frage ich ungläubig und weise auf den Kaffeepott.

„Sie brauchen sie ja nicht zu bestellen“, stellt sie klar.

„Zwei, ohne Milch und Zucker!“, befehle ich gereizt.

Wir sehen ihr nicht nach, sondern uns gegenseitig an. Er zeigt wieder seine desolaten Zähne. Dann trinkt er den kalten Kaffee aus.

„Ich habe hier keinen Kredit, ich muss sofort zahlen. Wenn ich nicht beim Reinkommen mit dem Geldschein gewunken hätte, hätten sie mich sofort wieder rausgeschmissen“, behauptet er.

Das habe ich mir so ähnlich bereits gedacht. Immer noch ungehalten über die Riesenbecher schimpfe ich: „Das ist eher was für kleine Pipis, die zusammengekauert die Schale mit beiden Händen umklammern und altklug ins Nichts hineindenken, um anschließend mit lauwarmer Plörre ihren Harndrang anzuregen.“ Ich weise auf den leeren Kaffeepott. Er grinst.

Draußen regnet es immer noch. Schneller als erwartet bringt sie den bestellten Kaffee und will gleich weiter.

„Ich möchte auch sofort zahlen“, sage ich laut mit Nachdruck und beschließe ihr nicht das übliche Trinkgeld zu geben. Sie kassiert und verschwindet grußlos.

Er erhebt sein Kognakglas und prostet mir pathetisch zu. „Auf die deutsch-deutsche Freundschaft!“

Ich halte ihm meinen heißen Kaffeepott zum Anstoßen entgegen. Er stößt an und kippt den Kognak hinunter. Für einen Moment versuche ich, mich an seine Stelle zu denken. Welche Gründe mögen es sein, dass er in dieser Gesellschaft offensichtlich ganz unten gelandet ist? Was mag er erlebt haben?

Als hätte er meine Gedanken erahnt, beginnt er von sich aus zu erzählen. „Hauptmann der NVA, Mot.-Schützenregiment 22 – Thomas Münster – Mühlhausen“, stellt er sich vor und richtet dazu eigens seinen Oberkörper militärisch straff auf.

Von meinem Sakko steigt sichtbar Wasserdampf auf. Ich drücke mit gekrauster Stirn mein Erstaunen aus. Mit meiner Überraschung scheint er gerechnet zu haben. Jedenfalls nötigt ihn wohl meine Mimik, sich näher zu erklären.

„Kaum zu glauben, ist aber so“, sagt er bestimmt und fährt dann fort, „in den Fängen der Stasi war es dann aber mit der Glorie des Genossen Hauptmann schlagartig vorbei.“

Er sieht mich prüfend an. Ich trinke zur Überbrückung vom Kaffee. Er fährt mit dem Handrücken wieder über seinen Furunkel.

„Ein Wessi soll seinerzeit auf der Leipziger Messe Kontakt mit meiner Schwester geknüpft haben, um sie und vor allem mich auszuspähen. Sie saß für das Verbrechen gegen den realexistierenden Sozialismus ein paar Jahre in Hoheneck im Knast. Nachdem sie wieder raus war, habe ich sie noch einmal getroffen. Sie war ein ganz anderer Mensch geworden. Eher ein gehetztes, gebrochenes und scheues Tier. Kurz vor dem Mauerfall hat sie sich aufgehängt.“

Ich kann seinen Blicken nicht standhalten und weiß, dass ich jetzt etwas sagen muss. Aber was? Er weiß sehr gut, welche Wirkung seine Rede bei mir hervorgerufen hat. Deshalb lässt er mir, ohne mich aus seinem Sichtfeld zu entlassen, ein wenig Zeit, um zu reagieren.

„Und selbst? Konnte Ihnen die Stasi denn etwas nachweisen?“

Er lacht höhnisch auf. Dann wieder sein ironisches Lächeln in den Mundwinkeln. Nein, dieser Mann ist kein Zyniker. Und wenn ich mich irren sollte, dann hat man ihn erst nach überlebtem Stasi-Gewahrsam zum Zyniker gemacht.

Unaufgeregt schildert er die Folter durch die Stasi. In eine enge gemauerte Nische, die man das Wartehäuschen nannte, musste er, mit verkrümmten Gliedern hineingequetscht, stundenlang ausharren. Wie lange er hinter einer weißen Linie stehen musste, weiß er nicht mehr. Aber es waren Stunden, die man ihn in einem geschlossenen Wartburg in der Stadt herumkutscherte, weil er die Orientierung verlieren sollte. Er erfuhr durch einen Staatsapparat die unterschiedlichsten Verhörmethoden, Schlafentzug, Dunkelhaft, Lichtterror ...

„... aber warum erzähle ich das jemanden, der lediglich irgendwann mal etwas von der Stasi gehört hat?“, fragt er sich resigniert.

„Ganz so ist es nicht“, wende ich ein.

Das Café leert sich merklich. Das ist ein untrügliches Zeichen, dass der Gewitterregen aufgehört hat. Ich und die Feuchtigkeit bringen mein Sakko auch nicht mehr zum Dampfen. Dafür ist es mir ziemlich kühl geworden. Er sieht mich fragend an.

„Ich habe das Stasi-Gefängnis in Dresden besichtigt. Den sozialistischen Waffenbruder, auch zeitweise den Genossen Putin, konnten die Stasi-Helden durch einen unterirdischen Tunnel bequem und unerkannt besuchen. Insgesamt kam mir das Folter-Verlies auch ohne Erläuterungen durch das Museumspersonal als Hort

höchster Menschenverachtung vor“, erkläre ich ganz gegen meine Gewohnheit ausführlicher.

„Menschenverachtung! Das trifft den materialistischen Kern“, bestätigt er und zeigt wieder sein ironisches Lächeln. „So sind sie bis auf den heutigen Tag, diese Menschheitsbeglucker.“

„Aber wie sind Sie denn die Stasi wieder losgeworden?“, will ich wissen.

Er grinst. „Ganz einfach. Eines Tages machten sie mir das Angebot, die NVA zu verlassen, über meine Stasi-Inhaftierung Stillschweigen zu wahren und mich als Werkträger des Arbeiter- und Bauernstaats im Tagebau zu bewähren.“

„Aber es gab doch in der DDR auch Rechtsmittel“, wende ich ein.

Er lacht. „Natürlich, genau so sollte es sein. Und wenn die Justiz auch nicht hilft, kauft mich irgendwann der Westen frei. Nein, nein, ganz so idyllisch lief das nicht immer ab. - Ich habe unterschrieben. Ich habe alles unterschrieben und bin in die Kohle gegangen.“

Ich habe nicht verstanden. „In was?“

„Im Braunkohletagebau habe ich malocht und die Schnauze gehalten“, verdeutlicht er.

Ich nippe vom mittlerweile lauwarmen Kaffee. „Sind Sie denn nicht entschädigt worden? Ich habe mal gehört, dass es so was geben soll.“

Jetzt erhält seine Stimme einen bitteren Unterton. Er grinst nicht und sein ironisches Lächeln will ihm auch nicht gelingen.

„Diese Leute, die noch weitaus schlauer sind als es ihre schlauen Fragebogen erahnen lassen, benötigen keine Stasi-Methoden, sie verkörpern selbst einen Inbegriff grausam beschränkter Menschlichkeit. – Ich kann lediglich beweisen, dass ich Hauptmann der NVA war. Die NVA-Mumien können sich an mich noch dunkel erinnern, aber sich nicht erklären, warum ich nach Routinegesprächen mit Vertretern anderer Staatsorganen inhaftiert wurde. Es wurde bis jetzt keine Stasiakte aufgefunden, die mir zugeordnet werden könnte. – Von diesen heutigen selbstherrlichen Arschlöchern und ihren Dienstherrn will ich nichts wissen und nichts haben.“ Den letzten Satz schreit er: „Es kotzt mich an!“ Man könnte eine Stecknadel fallen hören.

Wir schweigen. Er beruhigt sich langsam. Mir schießt es durch den Kopf: Es geht nie gut aus, wenn der Staat zum Feind seiner eigenen Bürger wird.

Mit zaghafter Vorsicht äußere ich die Vermutung: „Ich nehme mal an, dass sich Ihr Arbeitsplatz in der Kohle mit der Wende ganz schnell in Luft aufgelöst hat.“

„Richtig“, antwortet er und wischt über seinen Furunkel. „Dann war ich Türsteher, Hilfsmatrose und alles Mögliche. Und jetzt bin ich Penner.“

Ich erhebe mich und stütze mich mit den Händen auf dem kleinen Tisch ab. Er nimmt wieder den Blick aus den Augenwinkeln ein.

„Draußen vor dem Auwald gibt es einen kleinen Biergarten. Ich bin da jeden Donnerstag gegen siebzehn Uhr. Vielleicht haben Sie mal Zeit und wir trinken dort ein, zwei Bier zusammen“, lade ich ihn ein.

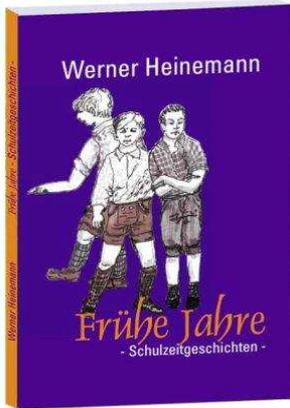
Er nickt nur. Ich reiche ihm die Hand. Sie verschwindet bis über den Puls vollständig in seiner großen Pranke.

Während ich mich der Kuchentheke nähere, weiß ich bestimmt, dass der Hauptmann der NVA nicht in den Biergarten kommen wird.

Der abgekämpften Dame hinter der Theke zahle ich eilig einen doppelten Kognak. „Für den Herrn dort!“

Sie lächelt, sie versteht. Ich verlasse das Café.

Ende

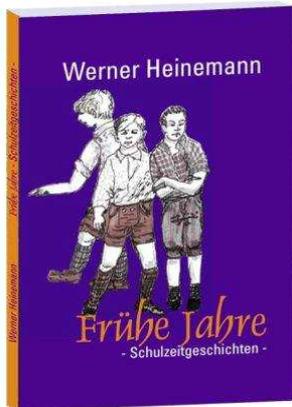


In **Frühe Jahre** wird die Zeit der 60er Jahre aus der Sicht eines Dorfjungen beschrieben, dessen Schulzeit sich mit dieser Dekade deckt. Er versucht sich in einer Welt zu behaupten, die wie zu allen Zeiten nicht immer eitel Sonnenschein ist. Oft ist er überfordert und taucht in seine eigene Gedankenwelt ab. Aber der Junge versucht trotzdem, allein seinen Weg zu finden.

### **Hans-Reinhard Jessen:**

... Erinnerungen an eine Zeit, als viele eine Tante kannten, „die mit 18 geheiratet hatte, weil ihr Geliebter an die Front musste, und seit dem 19. Lebensjahr stolze Kriegerwitwe war“; an eine Zeit, als Großmutter erzählte, „dass man in 50 Kilometer Entfernung den feuerroten Nachthimmel gesehen habe, als sie Kassel den Rest gaben“; als so mancher Lehrer wohl „aus alter Gewohnheit“ in manchem Schüler „einen kleinen dreckigen Judenlummel sah“; an eine Zeit aber auch, als das Fünfmarkstück im Brustbeutel ein Schatz war – ein Buch, dem der Kritiker beim Lesen manchen kleinen Satzes, manchen kleinen Gedankens nicht nur Leser wünscht, die hier und dort lachend oder seufzend rufen „Ach ja, so war´s“, sondern auch ein paar Designer-Klamotten tragende iPod- und Smartphone-Besitzer, die sich so „gar nicht vorstellen können, wie das damals war, als es nur zwei Klingeltöne gab.“

**Michaela Schreier:** Früher war alles besser! Wirklich? Die Schulzeit der 60er Jahre war für die Jungen Wilden voller Stolpersteine und Fettnäpfchen. In den 50er erstarrte Lehrer, übermotivierte geistliche, rohe Mitschüler oder gar die Wirren der ersten zarten Liebe machten einem das Leben schwer. Mit sarkastischem Blick auf die eigene Schulzeit gibt der Autor heitere bis nachdenkliche Erlebnisse und fantasievolle Anekdoten aus einer Zeit zum Besten, da es weder Handy noch PC und Internet gab.



ISBN: 978-3-935912-75-4

9,80 Euro

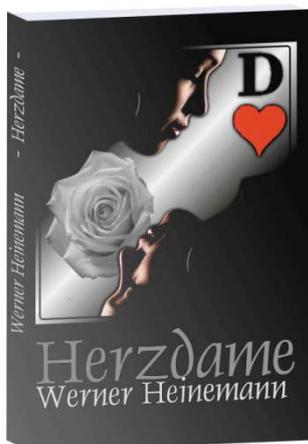
keine Versandkosten

bestellen über: [info@werner-heinemann.de](mailto:info@werner-heinemann.de)



**Besuchen Sie mich auf Facebook:**

**Werner Heinemann SchriftstellerIn**



ISBN: 978-3-935912-83-9

12,80 Euro

keine Versandkosten

bestellen über: [info@werner-heinemann.de](mailto:info@werner-heinemann.de)